

Ich habe den Eindruck, (ich weiss nicht, ob er von anderen Menschen geteilt wird, und von der Wissenschaft oder der Kunst unterstuetzt wird), dass die meisten Menschen einer Zeit etwas Gemeinsames in ihren Gesichtszuegen tragen, dass die Epoche sozusagen einen Stempel auf die Gesichter drueckt, um sie zu markieren. So kann man, glaube ich, wenn man eine alte Photographie betrachtet, das ungefaehre Datum des Abgebildeten errathen oder erfuehlen, selbst wenn man von Aeusserlichkeiten wie wilhelminischen Katzenschnurrbaerten und napoleonischen Ziegenspitzbaerten vollkommen absieht. An unseren Zeitgenossen wird man sich dieses Gemeinsamen nur bewusst, wenn man einem Gesicht begegnet, dass diesen Stempel nicht traegt. Wir haben dann das Gefuehl, als haetten wir einen Menschen der Renaissance oder der Gotik vor Augen, der absunderweise im Anzug und mit der Krawatte unserer Zeit herumgeht. Wir scheinen da Zeugen eines umgekehrten Maskenballs zu sein, statt dass ein moderner Mensch sich zu Karnaval in eine Ruestung oder eine Toga ver mummt, verkleidet sich ein Ritter oder ein Conquistador in einen modernen Menschen. Solche Begegnungen sind nicht selten, besonders Barockmenschen mit aufgedunsenen Naesen und aufgeschwemmten Baeuchern scheinen unsere Strassen gelegentlich zu kreuzen, als seien sie direkt aus einem Breughel ins Kaffeehaus gegangen. Ich mache mir oft einen Spass daraus, solche lebende Fossile im Gedraenge zu suchen.

Der Mann, dem ich dieser Tage auf der Rua José Paulino begegnet, dem juedischen Viertel São Paulos, schien mir auf den ersten Blick zu dieser Art Menschen zu gehoeren, doch wollte es mir nicht gelingen, ihn zeitlich einzureihen. Er war scheinbar ein Verkaeufler von alten Kleidern, ein sogenannter "Klapper". Doch als ich ihn naeher betrachtete, da war das Spassige am Fossiliensuchen ploetzlich verflogen. Das war kein Gesicht, wie ich es je gesehen hatte, das entsprach keiner geschichtlichen Periode, von der ich Kenntnis habe, es war vollkommen fremd, ohne dabei unheimlich zu sein, es war, wenn ich mich so ausdruecken kann, zugleich fremd und heimisch. Von Gesichtszuegen kann ich bei diesem Antlitz eigentlich nicht sprechen. Gesichtszuege sind die Schrittzuege der Zeit auf dem Pergament oder dem Briefpapier des menschlichen Fleisches, und bei der Ausdruckslosigkeit der modernen Gesichter scheint es, dass sich dabei die Zeit neuerdings der Schreibmaschine bediene. In das Gesicht jenes Mannes hingegen, hatte die Zeit nicht geschrieben, sondern gemeisselt. Jede Linie in diesem Gesicht schien in einen einst vielleicht weichen, jetzt aber monumental erstarrten Ton eingeritzt worden sein, sodass um Augen und Nase und auf der Stirn keilfoermige Furchen standen. Der Ausdruck dieses Antlitzes war (und dabei greife ich vor), kuneiform. Dass der Mann ein Jude war, stand mir auf den ersten Blick ausser Zweifel. Bei naeherem Betrachten jedoch bemerkte ich, dass das Judesein dieses Menschen deartig markant war, es war sozujedes einzelne Detail an ihm derartig juedisch, dass ich mich fragte, ob so ein juedischer Jude ueberhaupt noch Jude sei. Verglichen mit ihm sind alle Juden nur Spezialfaelle dieses einzigen Typus, er repraesentiert die "Judenheit" in dem Sinne des Wortes, in dem die Platoniker "Pferdheit" verwenden. Die einzelnen Juden erscheinen mir als Karrikaturen dieses einen Mannes, als Verzerrungen, die die Natur mit dem Vorbild unternimmt, das dieses Antlitz bietet. Dieses Gesicht ist typisch juedisch im umgekehrten Sinn der Zeichnungen aus dem "Stuermer". Dort waren die juedischen Eigenschaften bis zur letzten, unmoeeglichen, ja unvorstellbaren Verzerrung gezeichnet, hier sind sie in ihrer ersten, unmoeeglichen, ja unvorstellbaren Reinheit verkoerpert. Das Antlitz ist weit darueber hinaus, etwa interessant zu sein, es fesselte mich bis zum Ausschluss aller uebrigen Gedanken, ich blieb auf offener Strasse stehn, und starrte dem Mann in die Augen.

Er hatte mein Interesse bemerkt, er war an mich herangetreten, und fluesterte einige Worte in unbekannter Sprache, um gleich darauf in der Menge zu verschwinden. In São Paulo in unbekannter Sprache angesprochen zu werden, ist ein alltaegliches Ereignis. Die Worte aber, die ich von jenem Manne vernahm, waren nicht etwa nur unbekannt, sie waren unerhoert, sie waren nicht von heuer. Ich glaubte zuerst, sie seine arabisch, oder vielleicht hebraeisch, musste jedoch diese Hypothese nach kurzer Ueberlegung verwerfen. Es handelte sich zweifellos um semitische Worte, das guturale Aleph und Ajin war klar aus ihnen zu hoeren, aber sie hatten eine aesthetische und, fast moechte ich sagen, ethische Qualitaet, die den modernen semitischen Sprachen, ja den modernen Sprachen ueberhaupt, vollkommen fremd ist. Sie verhielten sich zu unseren heutigen Worten etwa wie die Statuetten der Ishtar sich zu Heiligenbildern verhalten. Ich hatte den Mann aus den Augen verloren, aber seine ungeheuren Worte summten in meinem Geist, eine namenlose Erregung hatte mich ergriffen, fast moechte ich sie "Entsetzen" nennen, und es trieb mich zur staedtischen Bibliothek, um ueber "Amoritische Sprache" und ueber "Abraham" nachzuschlagen. Man moege das nachsichtige Laecheln beim Lesen dieser Zeilen unterdruecken, denn was folgt, wird beweisen, dass mich ein richtiges Sprachgefaehlt lenkte.

Es vergingen Tage und Wochen, ohne dass ich dem Manne aus Ur wieder begegnet waere, von dem das Lexikon nicht zu sagen weiss, ob er ein mesopotamischer Gott, oder ein sagenhafter Held, oder ein Beduinenscheich aus dem zweiten Jahrtausend vor Christus ist, oder ein Finder und ein Erfinder Gottes. Als er an einem verregneten Abend vor meiner Tuer erschien, da hatte ich mich fuer seinen Empfang gewappnet. Meine frisch erworbene und nicht sehr solid fundierte Kenntnis der Keilschrift und meine dilettantischen Exkursionsen in Bibelforschung und babylonische Archeologie erwiesen sich aber schon nach den ersten Minuten als voellig ueberfluessig. Der aus dem Schosse der Zeit emporgetauchte Vater hat seinen Samen heimgesucht, nicht, um ihn zu belehren, sondern, um von seinem spaeten Wissen zu lernen. Er war gekommen, nicht um den Enkel dem Ursprung naeher zu zuehren, sondern um die Fraechte zu ernten; deren Saat er dem fruchtbareren Boden des Herrn sovieler Jahrtausende anvertraut hatte. Nicht in amoritischer Zunge und auf chaldaeische Art waelte er mit mir verkehren, sondern er forderte mich auf, ihn in unsere heutige Welt, das heisst vorallem in unsere Sprache zu uebersetzen, damit er sich heimisch fuehle im herbstlichen Weinberg, von dessen suessen Trauben er zu geniessen gedenke. Mir stockte der Atem, als mir meine doppelte Aufgabe zu daemmern begann, naemlich dem Vater einerseits die heutige Welt zu erklaren, und andererseits weg zuerklaeren, warum die Ernte misslang, warum die Trauben verdorrten. Die erste Aufgabe ueberstieg meine geistige Kraeft, die zweite meine sittliche Kraeft, und eine widersprach der andern. Dem Fordern des Vaters zu widerstehen stand jedoch ausser Frage, und es begannen die allabendlichen und bis in die Morgenstunden reichenden Gespraecher und Vortraege, bei denen mir die absurde Rolle des Lehrers, ihm aber die des zu Beginn willigen, aber immer unwilliger erboster und verzweifelter werdenden Hoerers zukam. Seine Einsprueche gegen meine Erklarungsversuche, mit denen ich die Tatsachen bemaentelte, umnebelte und beschoenigte, wurden immer gewaltiger, bis sich zum Schluss unsere Rollen vertauschten, und ich zu Fuessen des grollenden Vaters sass, seinen Zorn ueber mein Haupt rollen liess, und auf sein Verzeihen hoffte. Ich will versuchen, diese Gespraecher in groben Rissen widerzugeben, man moege dann beurteilen, wieviel meine Art, die Dinge zu schildern, zur Erbosung des Urvaters beitrug, und wieviel unser aller tatsaechliche Suende.

Als erstes entschloss ich mich selbstverstaendlich, Abraham deutsch beizubringen. Ich bediente mich dabei der berlitzschen Methode, doch sties ich dabei auf unerwartete Schwierigkeiten. Waehrend der Chaldaeer das Vokabular mit erstaunlicher Leichtigkeit aufnahm, wollte es mir nicht gelingen, ihm die Struktur der Sprache naeher zu bringen. Um nur zwei Beispiele dieser ungeahnten Probleme anzufuehren, konnte ich bei der Behandlung des Substantivs dem Vater den Unterschied zwischen Subjekt und Objekt, also zwischen Nominativ und Akkusativ, nicht erklaren, und bei der Behandlung des Verbums erging es mir aehnlich mit dem Aktivum und dem Passivum. Es gelang mir nur

nach vielen Stunden angestrenzter Gedankenarbeit, in seinem Geist einen Schimmer des Begriffs "Gegenstand" zu erwecken, aber er verlangte sofort nach einer grammatischen Form, die das Verliessen von Subjekt und Objekt beschreibt, und auf mein betretenes Schweigen murmelte er etwas von der Sprachenverwirrung beim Turmbau zu Babel. Ich kaempfte viele Naechte lang, um ihm den Unterschied zwischen Handeln und Leiden beizubringen, zwischen "ich treibe" und "ich werde getrieben". (Ich waelhte dieses Beispiel, um seiner Vorstellungswelt eines Hirten von Schafen und von Kamelen naeherzukommen). Hoehnisch fragte er mich, ob ich auch zwischen "ich werde treiben" und "ich werde getrieben werden" zu unterscheiden vermoege. Auch behauptete er, der Satz "Der Hirt treibt die Schafe" sei identisch mit dem Satz "Die Schafe treiben den Hirten" und mit dem Satz "Die Schafe werden vom Hirten getrieben und der Hirt von den Schafen". Er vermisse, so sagte er bissig, in meiner ueberkluegelten Sprache den einzigen wahren Satz, der die Wirklichkeit wiedergaebe, naemlich den Satz: "Es gibt ein Treiben von Schafen und Hirten". Auf meine lahme Antwort, dass so ein Satz nicht deutsch sei, zuckte er die Achseln. So viel ungerechter Hohn verfuehrte mich zu der unueberlegten Bemerkung, dass ja die Trennung von Subjekt und Objekt, von Handeln und Leiden, auf seine Gespraechе mit Jahwe zurueckzufuehren sei, er habe uns gelehrt, den Schoepfer von der Schoepfung zu trennen, und die Suende von der Suehne. Diese Bemerkung betrachtete er als Verleumdung und als Frechheit. Er habe im Gegenteil erkannt, so sagte er, dass der Schoepfer die Schoepfung ueberall durchdringe, und die Suende die Suehne in sich fuehre, und er sei erbittert, dass unsere Sprache diese Erkenntnis der Wirklichkeit nicht ausdrueckte, sondern verschleierte. Ich bat ihn, doch verstehen zu wollen, dass die Sprache ethisch neutral sei, sie sei weder gut noch schlecht, sondern ganz einfach ein Instrument zur Kommunikation zwischen Menschen. Er sah mich verstaendnislos an, als sei ich ein armer Irrer, er murmelte "weder gut noch schlecht, das ist aenger als heidnisch", und liess das Thema fallen. Es erwies sich auch als fast unmoeglich, den Vater davon zu ueberzeugen, dass jedes Wort eine bestimmte Bedeutung hat, ganz unabhaengig von seiner Stellung im Satz und von der Art, wie man es ausspricht. Das erschien ihm als purer Wahnsinn, denn er fragte, was denn das fuer ein Unding sei, das so ein Wort bezeichnet. Gibt es denn etwas, so fragte er, das unabhaengig ist von seiner Stellung in der Welt und von der Art, wie man es betrachtet? Ich versuchte ihm schleppend zu erklaren, was wir unter einer "Idee" verstehn, und dass die Worte Symbole fuer Ideen sind. Er verstand nur, dass die Ideen Bilder sind, und sagte: "Du sollst Dir keine Bilder machen vor mir" und versuchte, weiter zu lernen. Auf solche, ich moechte beinahe sagen, abenteuerliche Weise, brachte ich Abraham das Sprechen der deutschen Sprache bei, wenn seine Ausdrucksweise auch zumindest bizarr blieb. Mir aber wurde bei diesem Prozess zu meiner Verwirrung die Suendhaftigkeit der modernen Sprachen bewusst, ein Aspekt, der mir erst der Vater aus Ur entschleierte und mich so, vielleicht wider seinen Willen, einfuehrte in seine Welt des Glaubens.

Mein naechster Schritt war, Abraham in unser geographisches Weltbild einzufuehren. Ich erklarte ihm, die Erde sei rund, und zeigte ihm einen Globus. Er fragte mich, wozu die Erde rund sei. Ich antwortete betreten und etwas erschrocken, das sei eben so, man habe es festgestellt, ohne nach dem Zweck zu fragen. Es war an ihm erstaunt zu sein, denn wozu habe man etwas festgestellt, ohne nach dem Zweck zu fragen? Ich versuchte, ihm einerseits zu erklaren, was reines Wissen, reine Vernunft bedeutet, und zweitens, dass die Frage nach dem Zweck nicht immer einen Sinn hat, dass es keinen Zweck hat, nach dem Zweck der Rundheit der Erde zu fragen. Er geriet ausser sich vor Empoerung, und fragte mich, ob ich denn glaube, dass etwas zwecklos in der Welt sei, ob ich mich also ermesse, weiser zu sein denn der Schoepfer? Ich natwortete, die Rundheit der Erde sei weder zweckvoll noch zwecklos, sie sei ausserhalb jedes Zweckes, es verhalte sich eben so mit der Erde und damit basta (denn auch ich wurde wuetend). Da laechelte er beruhigend, denn er hatte jetzt verstanden. Die Rundheit der Erde ist weder zwecklos noch zweckvoll, dann ist es ja gut, mein liebes Kind, dann ist sie ja nicht wirklich. Dann ist es ja gleichgueltig, ob die Erde rund ist oder viereckig, oder tellerfoermig, dann brauchen wir ja darueber kein weiteres Wort zu verlieren, geschweige dehn, uns zu aergern. Sprich lieber von anderen Dingen. So musste ich denn nicht nur auf die Erklarerung der Geographie, sondern ueberhaupt auf alle physikalischen Wissenschaften verzichten, denn in ih-

rem Gebiet gibts keinen Zweck, sie sind fuer Abraham nicht wirklich. Ich versuchte es also mit der Technik, der zweckvollen Frucht der Naturwissenschaften. Ich erklarte dem Vater den Begriff und den Zweck einer Maschine. Er billigte das Unternehmen der Technik, Arbeit zu sparen, und meinte, bei so vielen Maschinen werde wohl ueberhaupt nicht mehr gearbeitet? Ich musste beschaemt zugeben, dass wir mehr arbeiten als zu Abrahams Zeiten. Ich durfte dagegen behaupten, dass wir weit groessere Gueter besitzen. Er kannte das Wort "Gueter" nicht genau, und fragte, ob wir weit besser seien als seine Zeitgenossen? Ich sagte, dass man zum Unterschied von den Guetern das Gute ja nicht messen kann, aber meinem Gefuehl nach sind wir vielleicht etwas weniger schlecht als zu Abrahams Zeiten. Es war an der Zeit, dass sich Abraham wieder erboste. Man kann das Gute nicht messen, so fragte er, was anderes kann oder soll man denn messen? Wenn man das Gute nicht messen koennte, wozu sollte man dann Arbeit sparen und Maschinen erfinden? Man will doch der Arbeit entkommen um Zeit zu finden zum Messen des Guten. So sei er, zum Beispiel, Tage und Wochen vor seinem Zelte gesessen und habe gewogen, gemessen, und zu ermessen versucht, bevor er darangegangen war, den Isaak dem Herrn zu opfern. Seinem Gefuehl nach, und auf Grund meines Satzes, dass man das Gute nicht messen kann, beginne er nun zu zweifeln, ob der Herr ihn nicht strafen wollen, als er das Opfer Isaaks verweigert, denn Isaaks Same sei sichtlich verwildert und abgefallen vom Herrn. Ich senkte den Kopf und schwieg, ich wusste keine Antwort.

Ich versuchte es nun mit der Geschichte der Menschheit, und wollte dem Mann aus dem Doppelstromlande erklaren, wie sich unsere Welt organisch aus der seinen entwickelt hat, denn, so dachte ich, wuerde er sie verstehen und ihr verzeihen. Dabei stiess ich auf zwei unerwartete Schwierigkeiten. Erstens blickte der Vater auf die viertausen Jahre, die uns beide trennten, vom umgekehrten Ende. Fuer ihn war diese Strecke ein Keil, der sich nach meiner Richtung verjuengte, waehrend fuer mich selbstredend die Geschichte breiter und tiefer wird, je naeher sie ans Heute heranrueckt. Ihn interessierten am meisten die Jahre oder Jahrzehnte, die seinem Tode folgten, von denen aber wusste ich nur wenig zu erzaehlen. Die Zeiten, von denen ich wusste, also die Jahrzehnte, oder bestenfalls die Jahrhunderte, die meiner Geburt vorangingen, die konnten ihn nicht fesseln. Er konnte bei bestem Willen den Unterschied oder die Zeitenfolge vom imperialen Rom und absolutistischen Paris nicht im Auge behalten. Fuer ihn verfloessen die beiden nachchristlichen Jahrtausende zu einem amorphen Brei, dessen Bedeutung von den zwei Jahren nach Abrahams Tode bei weitem uebertroffen wurde. Die zweite und entscheidende Schwierigkeit lag aber in seiner Art, die Geschichte zu betrachten. Sie war fuer ihn eine Art Fabel, und unsere Aufgabe war es seiner Meinung nach, "die Moral von der Geschichte" zu finden. Wenn ich ihm beispielsweise von den Perserkriegen der Griechen erzaehlte, so fragte er, warum die Perser geschlagen wurden und wozu sie geschlagen wurden. Ich war zur Genuege in seine Geisteswelt vorgedrungen, um zu verstehen, dass er dabei nach der Suende der Perser fragte, die zu den Thermopylen gefuehrt hat, und nach der Laeuterung, die sie durch die Niederlage empfinden. Nach den Griechen, also den Siegern, fragte er typischerweise gar nicht, sie waren fuer ihn eine Geissel Gottes, und wozu nach dem Werkzeuge fragen? Diese Art der Geschichtsbetrachtung versperrte dem Manne aus Ur den Blick fuer alle Entwicklung, der Faden, der sich fuer ihn durch die Geschichte der Menschheit zieht, ist Gottes moralische Ordnung, und kein organischer Fortschritt. Ich fand es darum vollstaendig aussichtslos, unsere Welt fuer ihn aus seiner ableiten zu wollen. In einem andern und fuer uns fremden Sinn jedoch ist unsere Welt und Generation mit der seinen Verbunden, und zwar in einem moralischen Sinne. In seinen Augen haben wir uns vor ihm, unserem Vater zu verantworten fuer unsere Taten, und er ist seinerseits verantwortlich fuer uns vor dem Schoepfer. In diesem Sinne war er gekommen, um die Fruechte seiner Saat zu ernten und dem Schoepfer darzubieten, und es begann ihm zu grausen vor der Ernte, die er gesaet hat.

5

Ich wollte ihm von unserer Biologie, und Psychologie, und Philosophie erzählen, und vor allem die herrlichen Schätze unserer Kunst zu seinen Füessen breiten, um ihn daran zu ergötzen, er hatte aber die Geduld mit solchem Teufelsblendwerk verloren, und verlangte von mir, ich möchte ihm endlich von der Wirklichkeit berichten, von unserem Wissen von Gott, von unserem Gottesdienst und von unseren Opfergaben. Er wollte wissen, ob Gott uns sein Antlitz hat leuchten lassen, und ob wir dem falschen Dienst an den Göttern des Bluts, und des Samens, und des Erfolges, und des Forschens entgangen sind und dem einzigen Gott der Gerechtigkeit dienen, und ob unsere Herzen sich dem Opfer dem freiwilligen Aufgeben des Willens und frohen Unterwerfen unter den Willen des Einigen heiter geöffnet haben. Und ich erzählte dem grossen Vater von Moses und von Jeremias, von Jesus und von Paulus, von Mohammed und von Augustin von Thomas und von Luther. So schwer es ihm fiel, die Strahlen des göttlichen Glanzes zu fassen, je weiter sie zeitlich und örtlich von seinem Standpunkte fielen, so jubelte doch sein Herz und sein Geist ob der unendlichen Gnade und Liebe des Herrn, der in so unerschöpflicher Huld seine Gaben über die Menschheit ergossen. Der Herr hat sein Versprechen nicht nur gehalten, so sagte er, sondern tausendfach übertroffen. Gelobt sei der Herr von Morgen bis Abend und gepriesen sei sein Name. Und wie hat die Menschheit soviel Licht und soviel Wirklichkeitsoffenbarung ertragen, so fragte er mit furchtverhaltener Stimme. Und all mein Zweifel, und all mein Leid, und all meine Sünde brachen unauhaltsam aus meinem Innern und lösten meine Zunge und ich gestand dem Vater, dass wir den Glauben, das heisst die Wirklichkeit, trotz all der Offenbarung und göttlicher Hilfe fast ganz verloren haben. Wir dienen, so musste ich gestehn, den falschen Göttern des logischen Denkens, des künstlichen Schaffens, des biologischen Wucherns, wir haben die Welt mit Bildern und Götzen verstopft, sodass uns der Blick auf die Gottheit verwehrt ist. Wir wandern in der Illusion des Selbstbetrugs und des Betruges der andern. Ich durfte nicht hoffen, dem einfachen Manne aus Ur die entsetzlich verschlungenen Wege zu schildern, die über Kunst und Wissenschaft und Philosophie, und nicht nur über die einfachen Sünden des Fleisches zu unserer gottverlassenen Lage unsere Menschheit geführt haben, er aber schien aus seiner inneren Echtheit und aus seinem Wissen von Gott meine Rede besser verstehen zu können, als alles vorher Gesagte. Die Wirklichkeit kann man nicht verlieren, es sei denn, man will sie vernichten, so sagte der Vater der Gnade. So tief aber wird Gott, der Herr, gelobt sei sein Name, die Menschheit nicht fallen lassen. Schalte den Kopf und die Augen aus, du wirst die Wirklichkeit im Herzen sprechen hören. Hörst du auf, zu denken und zu schaffen, du wirst beginnen, zu wissen. Zuviel habt ihr gedacht und geschaffen, ihr Nachgeborenen und darum wisst ihr so wenig. Bei dem Geschrei eurer streitenden Stimmen und dem Lärm eurer kreischenden Maschinen ist Gottes Stimme nicht hörbar. Aber sie spricht noch immer in euch und zu euch wie zu meinen eigenen Tagen. Und, vielleicht, ich kanns nicht wissen, spricht sie zu euch noch lieber und klarer als sie sprach zu diesem unwürdigen Knechte. Und er zog den späten Enkel zu sich und ich ruhte in Abrahams Schosse.